

Die Nation

Redaktion und Administration:
Bern, Effingerstrasse 14, Tel. 2 08 98
Postbeleg 111 10001

Abonnementspreis:
3 Monate - - - Fr. 8.-
6 Monate - - - Fr. 5.50
12 Monate - - - Fr. 10.50
Einzelnnummer - 25 Rappen

Verantwortlich für den Inseratenteil
Orell Füssli-Annoncen AG., Bern, Bahnhofplatz 1, Tel. 2 21 91
Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal,
Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Genf, Lausanne,
Martigny etc.

Unabhängige Zeitung für Demokratie und Volksgemeinschaft

Wer das Recht
auf
seiner Seite hat,
muss derb
auftreten.

Goethe.

Die Zeichen der Zeit

Der zehntausendfache tägliche Mord ist so selbstverständlich geworden wie das Aarewasser unter der Kirchenfeldbrücke. Auf Staatsbefehl gemordet wird an den Fronten, auf Staatsbefehl, mit Beil, Nackenschuss, Gas und Elektrizität in den Kellern zahlloser Gefängnisse. Es morden die Unterdrücker in ganz Europa herum die «Terroristen», die «Kommunisten», die «Banditen», die im Gegenteil Freiheitshelden sind, so wie wir sie von altersher als die Gründer unserer Eidgenossenschaft verehren. Wo aber der Jakob Burckhardtische «Obergrossgauer Staat» den Ton angibt, will der kleinere Privatgauer nicht zu kurz kommen. In unsern armen Nachbarländern Frankreich und Italien mordet er, was ihm gerade vor die Pistole kommt. Ab und zu dann ragt aus der abstumpfenden Masse der täglichen Verbrechen ein Fall heraus, der unsere Gedanken festhält und lange nicht mehr loslässt.

Was einst Berlin hiess, ist gewesen und wird nicht mehr wiederaufstehen. Das wird so leicht zu Papier gebracht und ist doch so ungeheuerlich und unvorstellbar. Ninive und Alt-Rom zerfielen in Jahrhunderten, Berlin aber, das grösser war als beide zusammen, zerfiel in wenigen Monaten. Nach sechzig und sieben Jahren wird man auf die Menschen mit den Fingern deuten, die den Untergang Berlins noch als Zeitgenossen, geschweige denn als Augenzeugen erlebten. Eine der mächtigsten und zugleich lebenswertesten Städte ist «ausstrahlt» worden. Genau nach dem Wort, alle englischen Städte würden vom Erdboden vertilgt werden. Liebenswert — so mancher will das Wort nicht wahrhaben, weil er die alte Reichshauptstadt nicht kannte. Ihr heller Volksschlag wirkte erfrischend. Das Lebensbegehnen und die Gastfreundschaft, die sie bot, waren unvergleichlich. Ihre Konzerte und Theater waren in den trügerischen kurzen Jahren der Zwischenkriegszeit für Europa vorbildlich. Sogar die Landschaft muss der Liebhaber preisen; ihr herbes Bild, ihre verschwiegene Zartheit öffnete sich freilich nur der Hingabe des Empfindenden. Etwa von 1922 an bis hinein ins Jahr 1932 war Berlin wie die Hauptstadt einer menschlicheren Zukunft. Der Reiz des Daseins für manchen Hehlhörigen war freilich um so grösser, als er doch ab und zu den Eindruck nicht los wurde, wie morsch und bruchreif der Boden war, auf dem er sich bewegte.

Die Zerstörung Berlins begann mit der ersten furchtbaren Bombennacht Mitte November 1943, und im gleichen November starb achzigjährig und laut englischen Nachrichten an den mörderischen Mischhandlungen, die er als Strassenarbeiter im Konzentrationslager Oranienburg im Norden Berlins erdulden musste, ein Mann, der einst ein sehr charakteristischer Repräsentant der verschwundenen Stadt gewesen ist: Theodor Wolff, der frühere Chefredakteur des heute gleichfalls beseitigten «Berliner Tageblattes». Unbegreiflich, dass es einer Persönlichkeit wie Wolff nicht gelang, sich zu retten. Tausende, die weniger waren, haben es gekonnt. Er wohnte seit 1930 an der französischen Riviera, und dort haben ihn im letzten Frühjahr die Häscher aufgestöbert.

Der Getötete, ein fein gebildeter und innerlich vornehmer Mann, der nach dem deutschen Zusammenbruch Anno 1918 sein internationales Ansehen einsetzte, um für Deutschland bessere Friedensbedingungen zu erlangen, stand in der Berliner Gesellschaft der Zwischenkriegszeit in der vordersten Reihe: Einmal um seiner persönlichen Vorzüge willen und sodann als Lei-

ter seiner zweimal täglich in der Auflage von vielen hunderttausend Exemplaren erscheinenden Zeitung. Aber wie kam es nur, dass ein so lebendig redigiertes, informiertes und geschriebenes Organ wie das «Berliner Tageblatt» von so geringem politischem Einfluss war? Wolff war mit Schacht, dem früheren Reichsbankdirektor und spätem Wirtschaftsberater Hitlers, einer der Gründer der Demokratischen Partei. Dieser Partei standen die drei deutschen Verlage der Zeitungen mit den weit aus grössten Leserkreisen zur Verfügung: Mosse («Berliner Tageblatt») und «8-Uhr-Abendblatt»), Ullstein («Morgenpost», «B. Z. am Mittag» und «Vossische Zeitung») und die altherühmte «Frankfurter Zeitung». Das Programm der Demokratischen Partei war die Gerechtigkeit und Vernunft selbst. Es unterschied sich übrigens nur wenig vom Programm der verwandten grossen Massenpartei, der sozialdemokratischen. Unheimliches Phänomen, dass dieser demokratische Weimarer Staat mit mächtigem Polizeiheer, überwältigender Wählerzahl und der Millionenauflage der grössten deutschen Zeitung im Augenblick versagte, da er hätte kämpfen müssen. Die deutsche Demokratie ging zugrunde, weil sie ihrer selbst zu sicher war und vor lauter falscher Sicherheit verweichte. Die Zeichen der Zeit, sie verstand sie nicht, und wo sie sie begriff, war sie schon zu indolent, um gegen den Urwald aufzustehen, der heranzugscherte. Das Dritte Reich war kein unvermeidliches Schicksal. Das deutsche Schicksal lag beschlossen in der Schwäche der Männer von Weimar. Ein Schiessbefehl zur rechten Zeit, und die sogenannte Weltgeschichte hätte eine andere Wendung genommen — es sind tausendfach gesagte und wiederholte, vielleicht völlig nutzlos wiederholte Dinge.

Oder wie steht's mit uns? Begreift das Schweizervolk die Zeichen. Die erste Warnung Bundesrat Kobelts letzthin in Winterthur war sehr verdienstvoll. Gewaltige Ereignisse stehen bevor. Wir sind über die Gefahren ja etwa nicht hinaus, sondern sie kommen erst noch. Die drei Landesherren und alle fünf hundert Schweizer Zeitungen haben die Worte unseres Kriegsministers weitverbreitet. Wenn sie nur nicht zum

einen Ohr ein und zum andern wieder hinaus gegangen sind. Wir sind überzeugt, dass die Armee ihrer Aufgabe und Pflicht gewachsen ist. Auch steht ein Mann an ihrer Spitze, General Guisan, ein Mann des allgemeinen Vertrauens, von dem erst die Geschichte wird erzählen können, was er seinem Volk gewesen ist. Wäre nur nicht die herausfordernde Gemütlichkeit und Sorglosigkeit der Vielzuvielen! Auch rings um uns hat der Urwald Stellung bezogen. Bundesrat Kobelt kündigte in seiner Rede ferner eine Reihe neuer Spionageprozesse an. Ein hochgestellter Funktionär stellte dieser Tage fest, so viel ausländische Agenten wie heute seien auf Schweizer Boden noch nie aufgetaucht.

In was für Löcher hat sich übrigens die Fünfte Kolonne verkrochen? Kennt man die Löcher, damit man zuschlagen kann, wenn das Kropfzeug wieder glauben sollte, seine Stunde sei gekommen? Ja, was ist denn eigentlich aus den Frönlern, den Kulturaustauschbündlern und andern Vereinen für Agentenfänger und -züchtung geworden? Von den Herren Eisenhut und Meyer, «Schriftleitern» der ehemaligen «Front», wird bekannt, sie seien, mit Schweizer Pässen wohlversehen, auf dem Sprung, ihren Wirkungskreis nach Wien zu verlegen. Wäre es nach ihren innigsten Wunschräumen gegangen, so flatterte heute vom grossen Balkon der Curia confederationis helveticae herab eine mächtige Hakenkreuzflagge. Was aus uns armen demokratischen Zeitungsschreibern dann geworden wäre, wissen wir ja. Pässe nach England und USA. hätte man uns kaum ausgestellt. Wir verdursteten heute irgendwo in den Steppen Asiens, wenn wir nicht schon unterwegs als Steinklopfer in den Steinbrüchen Oberösterreichs untergetaucht wären.

Seit Jahr und Tag macht sich in der deutschen und zum Teil auch schweizerischen Presse ein nationalsozialistisches Propagandistenpaar leider schweizerischen Ursprungs breit: Hans Leuenberger und Lydia Oswald; Lydia Oswald wurde seinerzeit von einem Schweizer Gericht wegen Spionage zu deutschen Gunsten verurteilt. Und dieses Paar reist gegenwärtig unter dem Patronat verschiedener Kulturfilmgemeinden mit dem Film «Lachende Ukraine» im Land herum (siehe «Die Nation» Nummer 4). Die selbstverständlich sorgfältig ad hoc ausgelesenen Bildstreifen wurden mit Erlaubnis der deutschen Heeresleitung gedreht. «Lachende Ukraine», das Land der grössten Schlachten und Menschenmassaker der Geschichte! Wo



bleiben die sonst stets bereiten Bedenken der Zensur? Gutmütige, gemütliche, was, gutmütige und gemütliche — senile Demokratie, die den Handel gestattet und ahnungsloses Filmpublikum, das den propagandistischen Verdrehern der Wirklichkeit beifallspendend noch die Häuser füllt!

Die Nation

GLOSSE der Woche

Wir können nicht schweigen

Das «Freie Volk», die Zeitung der Freiwirtschaftler, die es, nebenbei gesagt, meisterhaft versteht, die «Nation» in der Aufmachung zu kopieren, teilt ihren Lesern mit, dass seine Redaktion entschieden «Pech» habe. Es sei nämlich jede Nummer in diesem Jahr von der Zensur beanstandet worden, was die Mitarbeiter des Blattes zu der hier wiedergegebenen Zeichnung und folgendem Reim veranlasst hat:



The short-sighted Queen with the candle
Schön wie Venus, frei wie Tell
Schreitet dieses Prachtsmamsell
Durch das frei'ste Land
Und betretet mit zarten Händchen
Jedes Blättchen rings im Ländchen. —
's Isch bl Gott e Schand!

Ganz einverstanden! Das «Freie Volk» mag sich aber in acht nehmen. Die Zensur ist nämlich neuerdings der Ansicht, eine Kritik an ihr selbst sei zwar nicht verboten, doch es gehe nicht an, dass sich die Journalisten und Zeitungen als Märtyrer der Zensur hinstellen. Als ob es hier um die einzelnen Journalisten und Zeitungen ginge! Das fehlte noch, dass mit einer solchen Spitzfindigkeit die Kritik an der Zensur unterbunden würde. Es wird Zeit, dass man über diese Dinge offen redet. Die geistige Bevormundung wächst sich zu einer wahren Landesgefahr aus. Wir können nicht mehr schweigen!

«Der Gast im Kloster»

Ein neuzeitlicher Courths - Mahler - Roman

Wenn man die folgende, ergötzliche Historia aus den «Republikanischen Blättern» liest, weiss man nicht mehr, ob man weinen oder lachen soll. Die rührselige Geschichte von der stolzen «Dame im schwarzen Gewande» ist geeignet, die Tränenröhren mächtig zu rühren und zugleich die Lachnerven empfindlich zu reizen — sofern man nicht fuchsteufelswild wird ob dieser widerlichen Saubaderlei. Tatsächlich: Wie «herzstichweh» tut es, feststellen zu müssen, welch rührselige Kitschromane gewisse Leute schreiben können, wenn eine — ach, so feine — «Dame im schwarzen Gewande» vom Bundesrat «mit besonderer Strenge» behandelt wird und als «Gast» im stillen Klosterlein, wo das Abendglöcklein läutet, «gefangen — gefangen — allein» weilen muss. Versehen mit allem Komfort und eifrig bedient von andern Frauen im schwarzen Gewande: «Frau Gräfin hinten und Frau Gräfin vorn...» — Und alle die vielen tausend armen Italienerfrauen, deren Elend die Dame im schwarzen Gewande kräftig mitverschuldet hat? Deren Söhne zu Tausenden und aber Tausenden für die Machtträume der stolzen Dame und ihres Vaters elendiglich im Wüstensande verenden mussten? Das ist natürlich alles viel weniger tragisch — als bei dieser «blassen Dame im schwarzen Gewande» mit dem grossen, rechtzeitig in die Schweiz

verschobenen Vermögen. Da lohnt es sich natürlich schon viel eher, ein «stilles Klosterlein» zur Verfügung zu stellen, wo der Engel des Herrn zur schwarzen Dame tritt und spricht: «Edda, du bist nicht allein — ich bin gekommen, ich, der Engel der Gerechtigkeit! Und ich bleibe —»
(ich) J. B. Rusch.

Und nun mögen sich unsere Leser erlauben an der rührseligen, ach so tragisch-schönen Geschichte von der «stolzen Dame im schwarzen Gewande».

Frau Edda Ciano-Mussolini ist in die Schweiz herein geflüchtet. Bereits zu Beginn Dezembers vergangenen Jahres schickte sie ihre Kinder zu uns. Sie selber gilt als eine politisch zu regsam tätige Dame, als dass ihr, hätte sie amtlichen Weges darum ersucht, die Einreise zu uns gestattet worden wäre. So betrat sie den härteren und gefährlicheren Pfad der schriftenlosen Flucht und wurde, wie viel tausend andere vor ihr es den Umständen wegen werden mussten, die über die Völker um jener Politik wegen gekommen sind, der gerade sie so entschieden gehuldigt hat — Emigrantin. Als solche wurde sie, wie jede andere, in Gewahrsam ge-

(Fortsetzung Seite 2)



nommen. Befürchtend vielleicht, dass die Schweiz ihr kein Asyl gewähre, gab sie sich als eine harmlose Fürstin aus, und es hat ja schon Könige gegeben, die harmloser waren als Grafen. Es nützte sie indessen nichts, sie wurde erkannt. Man hat sie vorderhand dorthin verwiesen, wo ihre Kinder untergebracht sind, in ein Schwesterinstitut, von dem man hinüber zum Rütli sieht. Wenn sie dort etwa am Fenster steht und hinüber zur heiligen Stätte der Freiheit blickt, mag sie ihr Gewissen fragen, ob sie den Schutz verdiene, den ihr die Freiheit gewährt, zu der sie zuletzt doch noch von jener Macht weg nun geflohen ist, in deren wildem Zauber diese Frau sich gesonnt hat. Wie alle andern Emigranten untersteht natürlich auch sie der polizeilichen Aufsicht. Dass man sie absondert hält, entspricht ihrer Bedeutung. Es ist nicht wünschenswert, diese Dame in ein grösseres Milieu zu versetzen und ihr Gelegenheit zu geben, Mittelpunkt einer Umgebung zu sein. Uebrigens trägt sie ja den schwarzen Witwenschleier. Zu Verona auf dem Friedhof der Hingerichteten liegt, ohne Kranz und Blume, unter schleierlosem Kreuze das unlängst geschichtete Grab des Mannes, dem ihre Kinder Vater sagten und am dessen Seite sie auf dem Teppich des Triumphes ein paar Jahre hohen Glanzes schritt. Und nicht gar weit davon, in einer Villa am Gardasee, wohnt, eingeknickt von eines grausam wechselnden Schicksals schweren Hammerschlägen, eingefallenen Angesichts, düster die Stirne und mit Augen, deren Feuer erloschen ist, der von ihr grenzenlos geliebte Vater, den auf den Höhen imperialer Macht zu sehen dieser stolzen Tochter herrlichstes Erlebnis war. Das Volk hat ihn verlassen, die Heimat ist ihm Fremde geworden. Er befindet sich in der Gnade seines Freundes. Das kann eine Burg sein, ein Schloss ist es nicht mehr. Vielleicht, so sehr diese Tochter ihm lebenslang am Herzen lag, ist er ihrer gesicherten Ferne froh, weil er sie liebt. Wie anders, ach wie anders war's noch vor einem Jahr! So rasch ist es gekommen, so rasch und finster wie die Nacht, der Mond und Sterne fehlen, die nur treibende Wolken und heulende Winde hat. Die blasse Dame im schwarzen Gewande, was mag sie denken in der Klosterstille, wenn die Frauen, die immer nur dem Opfer für andere leben, wenn die bescheidenen Schwestern gesenkten Hauptes leis an ihr vorübergehen? Wie lang werden ihre Tage, wie schlafschau ihre Nächte sein? Wird sie die Frauen und Töchter, wird sie die Mütter und Bräute Italiens zählen, die alle längst vor ihr in schwarzem Gewande verweinten Augen zur Kirche gingen, als sie noch bei rauschender Tafelmusik in festlich leuchtenden Sälen, hinter Bergen duftender Blumen, umschmeichelt von den Grafen vieler Länder, zu Tafele sass? Warum, wegen wem trugen jene Frauen aus dem Volke schwarze Kleider, schon lang, schon lang? Wie herztichweh hat's allen diesen Frauen getan, wenn sie die Kinder fragten: «Mutter, wo ist der Vater? Wann kehrt er wieder heim?» Nun muss die blasse Dame im schwarzen Gewande es ihren Kindern sagen: «Der Vater liegt im Grabe, der Vater kommt nicht mehr.» Aber sie muss ihren Kindern noch etwas mehr und anderes als jene Frauen sagen: «Wir sind in der Fremde. Wer weiss, ob wir die Heimat wiedersehen.» Des Klosters Abendglocken läuten. Gebet klingt aus dem Chöre. Und die blasse Dame im schwarzen Gewande sagte es bitter in sich hinein: «Gefangen! Allein!» Vor zwanzig

Jahren sass in einem kleinen, alten Palaste der Via Monte Santo zu Rom eine andere bleiche, schwarzgekleidete Frau, noch jung, wie heute der Gast im Kloster, und schaute immer, immer wieder zum grossen Bilde eines prächtigen Mannes auf, der das Recht verehrte und die Freiheit liebte, der für Italien kämpfte und sein gutes Volk: «Giacomo, Giacomo, was hat man dir getan!» Immer, immer sagte sie es wieder und neigte das Angesicht und

weinte — Margaritta Matteotti. Ein Engel ging durch ihre Stube, legte auf ihre schmale Schulter sachte seine starke Hand: «Margaritta, ich gehe wandern.» Dieser Engel tritt in die Gaststube des stillen Klosters. Er tritt vor die Dame, die da eingekehrt ist. «Allein? Edda, du bist nicht allein — ich bin gekommen, ich, der Engel der Gerechtigkeit! Und ich bleibe!»

J. B. Rusch in den «Republ. Blättern».

Sind Sie nicht auch der Meinung?

Bundespräsident Stampfli (verbreitelt) sich laut Presse weiter über das schwierige Problem der Einführung der ...

Planmässig gegen Planmässigkeit!

Nur notorische Skeptiker und Toren können bezweifeln, dass heute der gefährlichste Feind der Schweiz die Planwirtschaftsapostel sind. Leider hat ihr Einfluss im Verlauf der Kriegszeit ganz ungehörlich zugenommen. Doch sei anzunehmen, so erklärte unser Bundespräsident in seinem Vortrag in der Eidgenössischen Technischen Hochschule, dass gemäss dem bekannten Gesetz von Aktion und Reaktion nach den mannigfachen staatlichen Eingriffen und Bindungen der Kriegszeit das Pendel wieder in der Richtung der Abkehr von staatlicher Bevormundung und Lenkung ausschlagen werde.

Indessen ist auf dieses tröstliche Gesetz anscheinend nicht unbedingt Verlass. Jedenfalls kann es nichts schaden, wenn man auch das Seinige noch zum guten Gelingen beiträgt. So verdämmen denn selbst die «Stützen der Gesellschaft» nicht, der guten Sache zu dienen. Immerhin meint Herr Stampfli — um nur den bekanntesten der Getreuen zu nennen —, dass der Abbau der staatlichen Massnahmen planmässig vor sich gehen müsse, wenn man ein Chaos verhindern wolle. Planmässig! Merkwürdig. Man muss also planmässig vorgehen, um die Planmässigkeit im Wirtschaften, die Planwirtschaft, zu überwinden? Es wäre also demnach doch keine so ausgefallene Idee, sich das Vorgehen zuerst zurechtzulegen, bevor man in einer Sache etwas unternimmt! Wenn es aber schon beim Abbau eines planmässigen Vorgehens bedarf, um zum Ziel zu kommen, weshalb nicht vielmehr beim Aufbau? — Es scheint doch gescheiter zu sein, mit den Planwirtschaftsaposteln nicht mehr zu rechten. Und es wäre wohl an der Zeit, nicht mehr nur dort, wo Not am Manne ist, planmässig zu handeln.



in einem Vortrag «Wirtschaftliche und soziale Probleme der Nachkriegszeit» — das cha no lang gal

Eidgenössisches Tagebuch

In der Uhrenindustrie droht eine Teilarbeitslosigkeit. In den Uhrenmachergebieten zeigt sich begrifflicher Weise eine grosse Besorgnis. Bereits sind die Regierungen, die einen namhaften Teil der Uhrenindustrie aufweisen, mit dem Eidg. Volkswirtschaftsdepartement in Fühlung getreten. Auch die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände der Uhrenindustrie haben Vorstösse in dieser Richtung unternommen. Der Staat soll helfen, er habe durch Ueberbrückungskredite dafür zu sorgen, dass der Absatz der Schweizer Uhr nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die schweizerischen Gut haben vorderhand eingefroren sind, ungehemmt weiter erfolgen kann. Wir aber fragen: Haben nicht die Uhrenindustriellen während einer ziemlich langen Kriegsdauer einen blühenden Geschäftsgang zu verzeichnen gehabt? Waren nicht die fetten Jahre dazu da, um gewisse Reserven anzulegen, die heute hervorgeholt werden müssen, um die Arbeiter und Angestellten durchzuhalten. Es geht nicht an, die Arbeitskräfte heute schon zu entlassen, weil nun ein erster Reif auf die Hochkonjunktur gefallen ist. Was ein rechter Unternehmer ist, der sorgt in guten Zeiten für die schlechten vor, er hält es nicht anders wie ein rechter Familienvater, der Heber selber etwas weniger Brot isst, wenn es gilt, die Kinder vor dem Hungern zu bewahren. Wir zweifeln nicht daran, dass es viele Unternehmer gibt, die dieses väterliche Gefühl für ihre langjährigen Arbeiter und Angestellten aufbringen. Gewiss soll der Staat helfen, wenn es nicht mehr anders geht, doch gilt heute noch das Sprichwort, und es scheint uns besonders hier am Platze zu sein: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

Vorstand des Schweizerischen Gewerbeverbandes einmütig gutgeheissen. In der Schweiz der Nachkriegszeit wird es nur mit vereinter Kraft aller Gruppen der werktätigen Bevölkerung gelingen, den schweren internationalen Konkurrenzkampf zu bestehen. Vom Hauptmann bis zum Soldaten wird jeder durchdrungen sein müssen vom aufrichtigen kameradschaftlichen Geist, und diese Kameradschaft wird unser Wegweiser sein für die Zukunft.

Ungarische Zeitungen erinnern heute mit Vorliebe an das «Burckardtsche Kulturideal» des Kleinstaatengedankens. Sie weisen darauf hin, dass Jakob Burckhardt, der grosse Historiker von Basel, sein ganzes Leben dem Studium des griechischen Altertums und der italienischen Renaissance widmete, und aus seinen Studien hat er die Lehre gezogen, dass die menschliche Kultur dann am schönsten blühte, das Schönheitsgefühl und der menschliche Geist dann am freiesten waren, als die Menschen im System der Kleinstaaten lebten und ihre Fähigkeiten dort entfalteten.

Burckhardt sah mit Bedauern sogar das Verschwinden der deutschen Kleinstaatter, in der das Deutschland Goethes, Schillers und Beethovens eine so hohe Stufe der Kultur erreichte. In seinen «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» finden wir eine allgemein ewiggültige Apotheose der Kleinstaaten: «Der Kleinstaat ist vorhanden, damit ein Fleck auf der Welt sei, wo die grösstmögliche Quote der Staatsangehörigen im vollen Sinne Bürger sind... Der Kleinstaat hat überhaupt nichts als die wirkliche tatsächliche Freiheit, wodurch er die gewaltigen Vorteile des Grossstaates, selbst dessen Macht, ideell völlig aufwiegt.»

Eine Gefahr für die Kleinstaaten bedeutet die Tatsache, dass die Keule des riesigen Goliaths heute, dank der modernen Technik, unvergleichbar grösser und die kleine Schleuder Davids viel machloser geworden ist. Die Kräfteverhältnisse konnten sich auf Kosten der Kleinstaaten stark verschieben. Unerschütterlich bleibt jedoch die Geltung der grundlegenden Wahrheit, dass die Kleinstaaten mit zu den stärksten Festungen der menschlichen Kultur, der Freiheit und des Geistes gehören und in dieser Hinsicht den grossen zumindest nicht nachstehen.

Der Kleinstaatengedanke muss in der nächsten Zeit in der internationalen Presse in vermehrtem Masse zur Geltung gelangen, wenn wir beim Friedensschluss nicht unter die Räder der Grossstaaten kommen sollen. Coriolan.

Die Zusammenarbeit der verschiedenen Gruppen des arbeitenden Volkes macht Fortschritte. An der letzten Sitzung des Grossen Vorstandes des Schweizerischen Gewerbeverbandes erstattete Dr. A. Gutersonn, Bern, Bericht über die Zusammenarbeit des schweizerischen Gewerbeverbandes mit den Gewerkschaften. Er verwies dabei auf die gemeinschaftliche Durchführung von Kursen, die von Arbeitgebern und Arbeitnehmern besucht wurden, anlässlich welchen sich der Gedanke der engeren Zusammenarbeit entwickelte und welche zum Abschluss einer Vereinbarung mit einer Reihe von Gewerkschaften führte. Die Zusammenarbeit soll vor allem der gemeinsamen Aussprache über Fragen, welche beide Gruppen der Wirtschaft betreffen, dienen. Sie soll aber vor allem die Sicherung des sozialen Friedens gewährleisten helfen.

Dieser Bericht wurde von dem Grossen



Die heimliche Elite

Mancher fragt sich: Wo sind die geistigen und politischen Führer von morgen? Wer folgt den Sechzig- und Siebzighjährigen, die heute mit solcher Autorität regieren? In beinahe allen Ländern gibt es heute bereits eine latente Führungskrise. Die Möglichkeit eines Rücktritts von Churchill hat die Frage in England laut werden lassen. Nicht weniger besorgt wird sie in Südafrika diskutiert, wo weit und breit kein Mann zu sehen ist, der in einem späteren Zeitpunkt den Platz des Marschalls Smuts ausfüllen könnte. Ist es nicht bezeichnend, dass die Demokratische Partei Nordamerikas an eine vierte Kandidatur Roosevelts denkt? Wie steht es mit einer Nachfolge Stalins? Wo sind die künftigen Führer Hollands, Norwegens, Belgiens? Warum tauchen in Algerien so viele alte, durch ihre Vorkriegspolitik kompromittierte Minister wieder auf?

Es scheint, als gebe es keine «neuen Männer» für die neue Welt, die nach dem Kriege aufgebaut werden soll. Aber das scheint eben nur so. Die kommenden Führer sind da. Aber sie treten noch nicht an die Öffentlichkeit. Sie stehen an den Fronten, sie leben in der Verbannung, sie schmachten in Gefangenenlagern und Gefängnissen, sie führen Freischaren an, sie halten in Scheunen ihre Diskussionsabende ab und debattieren mit gedämpfter Stimme, sie studieren in feuchten Erdbunkern, entwerfen in Dachkammern die Grundrisse der Zukunft. Sie sind: die heimliche Elite.

Ihnen allen gemeinsam, gleich welcher Nationalität sie sein mögen, ist das unauflöschliche Erlebnis von Not, Tod und Elend. Sie haben das Chaos unserer Tage stärker als die meisten anderen Menschen am eigenen Körper erlebt. Ihre Sehnsucht nach einer Neuordnung der Dinge entspringt nicht aus angelesener «Weltanschauung», sondern aus der meist schmerzlichen Begegnung mit dieser Welt.

Es ist ergreifend und ermutigend, jetzt Briefe zu lesen, die auf Inseln verbannte Antifaschisten mit ihren Freunden wechselten. Briefe voll neuer Ideen, neuer Hoffnungen. Es ist ein Erlebnis, jungen Holländern, Norwegern, Franzosen, Jugoslawen zu begegnen, die durch die Schule dieses revolutionären Krieges gegangen sind. Sie sind aus einem bequemen, ziellosen Leben herausgerissen, so reif, ernst und doch zukunftsfröh, dass wir von ihnen eine wirkliche Erneuerung unseres geistigen und politischen Lebens erwarten dürfen. Die «heimliche Elite» wartet auf ihre Stunde, und dann wird mehr als ein «Tito» auf der Weltbühne auftauchen. TILL.

und auch dann nur zögernd, sondern mutig aufs Ganze zu gehen.

Das vergangene Kapitel vom Vertrauen

Wie war das doch mit dem Vertrauen? Haben nicht unlängst noch alle guten Geister das Volk aufgerufen, den Behörden Vertrauen entgegenzubringen? Haben nicht selbst Bundesräte flehentlich darum gebeten? Hat nicht der Chorus bürgerlich gesitteter Zeitungsschreiber Staat und Führung in rührseliger Stimmungsmache hochleben lassen? Seht, wie sich die Zeiten ändern! Reist nun da ein Mann namens Speiser, Chef des Kriegs-Industrie- und -Arbeitsamtes, im Lande herum, um gewissermassen als «Zeuge aus Erfahrung» gegen die Fiktion einer «Allmacht des Staates» aufzutreten. Mit sarkastischem Witz, so wenigstens wird berichtet, flösst der Mann dem Publikum das Misstrauen gegen die sogenannte Staatswirtschaft ein.

Dabei haben doch gerade die Spitzen der kriegswirtschaftlichen Einrichtungen den Ruf für sich in Anspruch genommen, vorbildlich vorgesorgt, eingeteilt und verwaltet zu haben. Warum heisst's jetzt auf einmal so? Weil der Krieg zu Ende geht und Industrie und Handel gern möglichst bald wieder die staatliche Vormundschaft los wären, da es wahrscheinlich viel zu «verdienen» geben wird. Sobald man wieder ohne Staatshilfe auf den Beinen stehen kann, verzichtet man auf sie, verleugnet sie, weil man sonst, wenn man's gern hätte, in wichtigen Dingen halt auch nicht allein ist. Und dass nun ausgerechnet Herr Speiser preisgibt, was er einige Zeit zu vertreten unternommen, rührt daher, dass eben auch er aus der Privatwirtschaft stammt und ihr verpflichtet ist. Die Sache ist so unbegreiflich also nicht: Solange es nützlich war, warb man für den Staat, nachher macht man sich über ihn lustig. Nur sollen sich die Leute nicht wundern und beklagen, wenn immer breitere Schichten solcherart Führung in Staat und Wirtschaft tatsächlich misstrauen. «Der Öffentl. Dienst.»



Liebe «Nation».

Ich bin stolz auf Dich und froh, dass Du so schreibst wie heute in Deinen Artikeln über das Asylrecht und die Walliser Kinder. Langsam wird es einem wieder etwas wohler in der Schweizerhaut, man atmet freier und fühlt sich frischer, wenn eine Zeitung wieder einmal das ausspricht, was man selber auch empfindet. Und wenn sie sich getraut, die Begriffe mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, dass «Unrechts» eben Unrecht ist, und dass es mit den schönsten Worten nicht ins Gegenteil zu verwandeln ist. Dein Kampf für die Vergessenen und Vernachlässigten ist gut. Bleibe so, schreibe nie anders als mit brennendem Herzen und flammendem Gewissen, wir haben diese Sprache so bitter nötig. H. T.

Horoskop für den Rheumatiker - 1944

Januar: Schmerzen, Februar: Schmerzen... Ja, Rheuma ist hartnäckig! Wenn nicht rechtzeitig und gründlich eingegriffen wird, kann das Rheuma seine Träger das ganze Jahr über begleiten. Immer muss der Rheumatiker auf der Hut sein und jeden neuen Anfall, jeden Rückfall sogleich und energisch bekämpfen. — Ein Mittel hierfür ist Togonal. Togonal-Tabletten schaffen nicht nur vorübergehend Erleichterung, sondern mildern schnell und gründlich rheumatische und gichtische Schmerzen, Entzündungen und Bewegungshemmungen. Nehmen Sie daher vertrauensvoll Togonal, es wird auch Ihnen Hilfe bringen, wie es schon vielen geholfen hat. In allen Apotheken Fr. 1.80.

Radio-Reparaturen
 A. Seeholzer
 33997
 ZÜRICH - LOWENSTR. 20
 seriös und fachgemäß, auch im Kunaehaus, Grosses Röhren- und Ersatzteilager.
 RADIOS ALLER MARKEN
 Teilschlung - Miste - Tausch